

Jochem Steiner [Fortsetzung]

Autor(en): **Roelli, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **17 (1913)**

Heft [6]

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-587577>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Buchzeichens, eines Namenschildes, auf gut deutsch eines „Exlibris“. Die künstlerische Lösung eines solchen Buchzeichens kann eine sehr verschiedene sein, sowohl hinsichtlich des Motivs wie der graphischen Technik. Die originellsten und charaktervollsten Lösungen werden natürlich immer die freien sein, d. h. diejenigen, bei denen der Künstler den weitesten Spielraum hat. Gewöhnlich aber sind Name, Geburtsort oder irgend eine Liebhaberei bestimmend oder für die Wahl des Motivs. Schwieriger gestaltet sich jeweils die Aufgabe, wenn es gilt, im Buchzeichen charakteristische geistige Eigenschaften des Besitzers zum Ausdruck zu bringen; gelingen aber solche Lösungen dem Künstler, so gehören sie gewöhnlich auch mit zum Bekannter der Ex libris-Kunst. Hinsichtlich der Technik ist wohl die einfache Schwarzweißmanier vermöge ihrer klaren Wirkung, die auch bei starker Reduktion erhalten bleibt, allen andern vorzuziehen. Aber auch ein- oder mehrfarbige Autotypien können reizend wirken, sofern die Zeichnung kräftig und klar gehalten, das Format nicht allzu klein ist und das Papier oder Pergament sich für feinen Druck eignet. In neuerer Zeit hat in den Kreisen auch unserer einheimischen Graphiker der Holz- und Linoleumschnitt eine große Zahl von Anhängern gefunden. Wir freuen uns dessen; denn diese Technik hat vieles Schätzenswerte für sich. Sie macht, wenn die Schnitte in Originalgröße angefertigt werden, eine photographische Reproduktion überflüssig — jeder Abzug ist also ein Original — und weil von weichem Linoleum eine stattliche Zahl von Abzügen gemacht werden können, ohne daß die Zeichnung in ihrer Klarheit wesentlich einbüßt, ist dies wohl das geeignetste Verfahren. Die Wirkung dieser Schnittbilder beruht auf dem harmonischen Zusammenklingen der Massen, der Ton- und Farbenwerte. Zufälligkeiten, durch die Eigenart des Materials und der Technik hervorgebracht, wirken nicht selten höchst reizvoll und im besten Sinne künstlerisch. Die Anschaffungskosten sind verhältnismäßig geringe; dem Bücherfreund aber wird ein wohlgelungenes Ex libris gerade soviel Freude bereiten, wie der stets sich fühlbar machende Mangel eines solchen ihn ärgern und verstimmen kann. Die hier eingestreuften Proben mögen anregend wirken und das Gefagte erläutern.

Emil Bollmann, Zürich.



Jochem Steiner.

Eine Geschichte von Hans Roelli, Zürich.

(Fortsetzung).

Ich fange an zu erzählen. Von dem Bergleben, von der Mutter, von der Leni, vom Vater, von der Rös, vom Friedel und auch vom Lehrer Nerni. Der Dichter sieht den kleinen Rauchwolken zu, runzelt hie und da die Stirne und klopft von Zeit zu Zeit auf seine Zigarette, um die Asche abzuschütteln.

„So, ja ...“ Herr Walter betont Wort für Wort. „Jeder Mensch hat seine Leiden! Er soll sie durchkämpfen. Das Leben zwingt ihn dazu. Es will ihn läutern. Es möchte vielleicht stark genug dazu machen, daß der Mensch sich auch im Glücke zu helfen weiß. Glück ist oft schwerer zu tragen als Leid ...“ Dann fährt er rascher fort: „Sie haben also im Sinn, ins Schrifttum überzutreten. Junger Mann, überlegen Sie sich diesen Schritt ernstlich! Es ist heutzutage unglaublich schwer, ein Dichter zu sein. Der Dichter, der seine Arbeit als Beruf auffassen muß, ist sozusagen ein toter Mann. Warum? Er ist Sklave. Das große Publikum diktiert ihm nach seinem Willen und raubt ihm dadurch jegliche Freiheit und Genialität. Denn das Publikum ist keine künstlerische Masse, es schreit nach

schreienden Romanen. Der wahre Dichter scheut vor bloßen Diktaten und Affektwürfen zurück. Er schreibt, wie er muß. Er fordert die Menschen auf, sein Buch nicht nur zu lesen, auch zu bedenken. Das große Publikum wird dieses Buch nicht lesen. Es liest nicht um zu arbeiten, sondern um sich zu amüsieren. ... Nun gut, Sie folgen dem Zuge Ihres Herzens! Recht so! Dabei werden Sie ein armer Teufel, und die Welt läßt Sie mitteillos verhungern ... Ich meine es gut mit Ihnen, junger Mann. Bleiben Sie eine Zeit lang hier, besuchen Sie fleißig die Vorlesungen, kehren Sie dann in Ihre Bergheimat zurück und werden Sie Bauer! Sie sollen doch schreiben, gewiß! Dazu reicht die Zeit wohl aus ... Ueber Ihre Gedichte läßt sich nicht viel sagen. Die Verse sind doch noch zu unruhig, gedanklich noch nicht ausgereift. Auch vermisse ich in der Form den sichern, gleichmäßigen Rhythmus. Talent will ich Ihnen nicht absprechen. Einzelne Sachen sind originell, aber in gedanklicher und rhythmischer Schönheit sehr verschieden.

Ich könnte Ihre Gedichte mit Kleidern vergleichen, die aus bunten Lappen zusammengenaht sind. So etwa ...“

Ich beginne mich. Meine Verse sind unruhig, wirr — schlecht, schlecht —

„Na, junger Mann, lassen Sie mir den Kopf nicht hängen; es wird alles gut werden!“

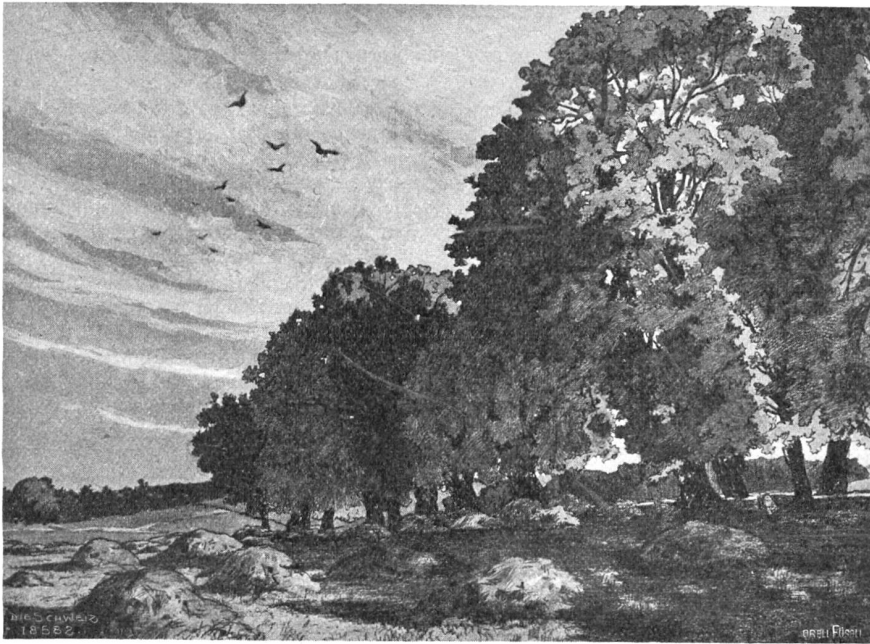
Der Dichter klopft mir mit der flachen Hand verführend auf die Achsel.

„Sie dürfen sich nicht entmutigen lassen, junger Mann! Sie sind doch jung und stark ...“ und haben ein braunes, nichtsagendes Gesicht, denke ich bei mir. Ich bin verbittert. Ich habe keine Ursache, es zu sein. Ich bin nicht tapfer. Die Wahrheit tut mir weh. Aber ich lasse mich doch nicht niederzwingen. Ich will lernen ...



EX-LIBRIS: JULIE
VON-FAHRNER

DIE SCHWEIZ
1858-7



Arnold Baur, Basel-München.

„Männchen, wir könnten essen!“

Ein blonder Frauenkopf zeigt sich im Türrahmen.

„Wir kommen, Rita! Darf ich Sie bitten, Herr Steiner!
... Meine Gemahlin — ein Schweizer, ein lieber junger Kerl!“

Ich verbeuge mich. Mein harter Nacken tut nicht recht mit.
Frau Walter hat ein bescheidenes, ein recht liebes Gesicht.

„Bitte, Herr Steiner, bedienen Sie sich!“

„Greifen Sie zu, junger Mann!“ sagt der Dichter und streicht sich ein Butterbrot zurecht. Seine Donnerstimme erschreckt mich fast. Ich gewöhne mich leicht und gerne an die weich gesprochenen Worte einer Frau ... Wir trinken dunkeln Tee aus seltsam kleinen Täßchen. Dünn sind sie wie Eierschalen. Ich könnte diese Dinger mit meinen dicken Fingern mühelos zerdrücken.

„Na, junger Mann, was denken Sie? Lassen Sie Ihren Kopf in Ruhe und halten Sie tüchtig mit!“

Er hat gut reden, denke ich bei mir. Er hat meine Berge zerzaust. Jetzt sinne ich darüber nach und weiß mir nicht zu helfen...

18.

Der Sommer ist da. Georg und ich wandern an klaren Abenden oft dem See entlang. Unvermerkt führen uns dann die Wege ins offene Land hinaus. Das Gras steht hoch. Da und dort ist es schon kurz gemäht. Die Früchte an den Bäumen werden von Tag zu Tag größer. Das Leben geht seiner Reife entgegen. Wir wandern nebeneinander und reden nicht. Wir hören die Glocken der Stadt, die den Tag und die Arbeit zu Ende läuten. Die Menschen dürfen sich jetzt ausruhen. Sie gehen heim. Der eine geht zu seinen Eltern, ein anderer geht zu seinem Weib, ein dritter geht auch heim, hat keine Eltern, hat kein Weib, ist ganz allein — und geht doch heim. Er sagt es wenigstens so. Ich sage auch: Ich gehe heim. Ich habe meine eigene Stube. Das genügt. Oft denke ich, daß mir die kleine Stube nicht immer genügen könnte — ja, daß Georgs Freundschaft selbst mich ermüden müßte! Ich möchte ein Mädchen lieb haben. Ich weiß, daß ein Mädchen mein Gesicht streicheln und meine Augen küssen könnte. Dann meine ich auch, daß es seltsam schön sein müßte, ein Mädchen in den Armen zu halten. Das wird Glück sein, wenn zwei Menschen sich lieb

haben. Ich kann es mir nicht anders denken. Ein Leben in Liebe und Schönheit ist Glück...

Als ich an einem Nachmittage mit Georg ins Land hinauszog, dachte ich, daß der Freund nicht an meiner Seite gehen sollte. Dafür ein junges liebes Mädchen. Ich hätte dann zu dem Mädchen sagen müssen: Du, das Land ist reich, du, der Weg ist mühelos, du, keine Wolken liegen im Himmel; ich glaube, es wird kein Tag mehr kommen, der so schön ist wie der heutige. Wollen wir einander nicht lieb haben?

Es kommt eine Sommernacht, in der die Sterne glühen. Ich stehe auf dem Berlinger Berg, ganz allein. In der Tiefe summt die Stadt, unzählige Lichtfugeln glänzen. Ich habe die Sterne lieber als diese Lichtfugeln: die Sterne leuchten um ihrer Schönheit willen, nicht um die Nacht zu erhellen — darum!

Ich gehe in einen Wald hinein. Ich sehe keine Lichter mehr, es ist dunkel. Ich bin allein, und

es ist seltsam: Ich will ein Lied singen; aber ich kann nicht. Dann will ich lachen; aber ich fange an zu schreien.

Der Wald lockert sich. Ich sehe ein paar Sterne funkeln. Ich steige langsam talwärts. Ich stolpere oft und falle hin, weil ich nach den Sternen schaue und nicht auf die Wege achte. Auf den Straßen der Stadt begegne ich gepuzten Menschen. Ich begegne auch Frauen mit geschminkten Gesichtern und puppenstarrten Augen. Ich gehe nicht mit ihnen, weil ich nicht glücklich wäre, nur wild wie ein Tier. Ich muß heim...

Georg ist seit einigen Tagen in Rheinstatt. Er stellt im dortigen Kunsthaus seine Bilder aus. Ich sitze am Schreibtisch und entwerfe Skizzen — Naturhilderungen, Blätter aus dem Stadtleben und anderes. Es klopft an der Tür. Frau Berner bringt mir die Morgenpost. Da ist ein Brief aus Wildenmatt. Er stammt nicht vom Lehrer Aerni, sondern vom Vetter Steiner, dem ich den Hof verpachtet habe. Er schreibt:

„Werther Jochem!

Es geht mit dem Hof sehr gut. Das Heugräs ist bald eingetan. Die Tiere sind alle munter. Die Schedfuh hat zwei Kalber geworfen. Wegen dem kleinen Gurtkalt hat man den Arzt holen müssen. Es hat es im Magen nicht recht, immer Tiarröh. Jetzt ist es besser. Vor zwei Wochen habe ich geheiratet. Es ist eine aus dem Dorf: Wenks Brenä di chli, du wirst sie schon kennen. Grüße von mir, vom Friedel, von der Rös ond vom Wib

Johannes Steiner.“

Der Brief des Veters stimmt mich lustig. Er tröstet mich zugleich. Ich werde wenigstens als Bauer dereinst einen fehlerfreieren Brief schreiben können. Die Morgensonne flimmert an die Scheiben und begehrt Einlaß. Ich öffne das Fenster. Ein blauer Dunst schwimmt über der Stadt. Durch die Straßen wälzen sich dunkle Massen: ein Wirrwarr von Menschen, Wagen und Autos. Die Stadt arbeitet. Ihr Atem ist der Lärm, der aus den dunkeln Massen sich loslöst — ein feuchender, pfeifender, fiebernder Atem!

Sonnenglanz füllt meine Dachstube. Es tut gut, im Lichte zu leben...

19.

Wir sitzen bei Wein und Kuchen. Georg hat an der Ausstellung in Rheinstatt einige seiner Bilder verkaufen können. Jetzt

feiern wir. Die Gläser klingen. Ich schlürfe leise; jeder Tropfen ist köstlich. Dann aber leere ich das Glas in einem Zug, weil ich das Licht mittrinken will, das durch die Stube rinnt und im Weine zuckt. Georg schenkt mir wieder ein. Ich trinke, und ich werde schläfrig. Ich glaube auch, daß sich die Stube mit Rauch füllt. Ich lehne mich im Rohrsessel zurück.

Ich habe einen seltsamen Traum. Ich sehe in einen großen Garten. Blutrote Rosen blühen darin. Frauen in weißen Gewändern pflücken die Rosen und winden Kränze daraus. Ich trete näher. Alle Frauen fangen an zu lächeln. Sie legen die Rosenkränze zu meinen Füßen nieder. Ich möchte zu Boden blicken, um die Rosen nicht zu zerstampfen; aber ich kann nicht. Die Frauen sind so schön, sie haben alle rätselhafte Augen. Ich muß immer in diese Augen schauen. Ich zertrete die Rosen.

„Warum werdet ihr traurig?“ frage ich.

„Warum tötest du unsere Blumen?“

„Weil ich nur euch lieb haben kann, schöne Frauen!“

„Du hast uns nicht lieb, wenn du nicht auch unsere Blumen lieb haben kannst. Sieh, mit weißen, schmieglamen Händen haben wir die Knospen gestreichelt, bis sie aufsprangen und erblühten! Wir haben unsere Hände an den Dornen blutig geritzt. Mit dem Blut unserer Hände benetzten wir die Blumenblätter. Das hat ihnen die Farbe geschenkt. Wir legten die Rosenkränze zu deinen Füßen nieder, weil wir dich lieb hatten und dir vertrauten. Sieh, die Blumen waren unsere Seelen! Wir bluteten für diese Seelen. Warum hast du sie getötet?“

Die Tage wandern vorüber. Ich suche sie nicht festzuhalten. Ich lasse sie wandern ...

Als der Sommer sich alt fühlte, sagte er zum Herbst: „Wir wollen zusammen durch das Leben gehen!“ Das taten sie auch. Heiße trockene Wochen folgten. Mehliges Staub lag auf den Strahlen. Die Luft war dunstig. Die Menschen spürten die Schwüle. Sie wurden schweigsam und gingen mit heißen Gesichtern durch die Stadt. Die Stadt gönnte sich auch jetzt keine Ruhe. Sie arbeitete noch ...

Dann kam eine goldene Zeit für die Landbauern. Sie heimsten die Früchte ein und fuhren mit vollen Wagen zur Stadt und kehrten mit vollen Beuteln wieder heim. Um diese Zeit zog ich viel aufs Land hinaus. Ich verträumte ganze Nachmittage in kühlen hohen Wäldern. Ich sah zu, wie die Blätter sich tiefer färbten und in leuchtender Pracht zur Erde taumelten und verwelkten. Ich sah auch Leichenwagen durch die Stadt wandern. Ja, nicht nur Blumen, Schmetterlinge und Blätter — auch Menschen sterben! Ich hätte es beinahe vergessen.

Die Tage wußten vom Sterben. Sie waren müde. Die Sonne betete sich tiefer in den Himmel und schien sich darin zu verlieren. Schatten glitten aus Schlupfwinkeln hervor und machten Stadt und Land düster. Ich dachte an die Mutter, an die Leni und den Vater. Im Frühling und Sommer hatte ich nie an die Toten gedacht. Ich war übermütig und freute mich. Ich begreife nicht, daß ich mich freuen konnte. Das Leben ist müde. Niemand hat es mehr lieb ...

20.

Tage und Nächte sind kalt. Kein Schnee fällt. Die Straßen klirren, wenn Wagen über sie rollen. Das Wasser der Spring-

brunnen gefriert. Der See dampft. Die Fuhrleute und die draußen arbeiten haben blaue Hände und blaue Gesichter. Sie schlenkern von Zeit zu Zeit die Arme hin und her, um sich zu erwärmen. Rauch, der ins Freie treibt, steigt kerzengerade in die Höhe und zittert nicht. In den Parkanlagen stehen tote Bäume. Ihre Äste sind schwarz und erstarrt. Das welke Laub klingt unter den Füßen und zerbricht wie Glas.

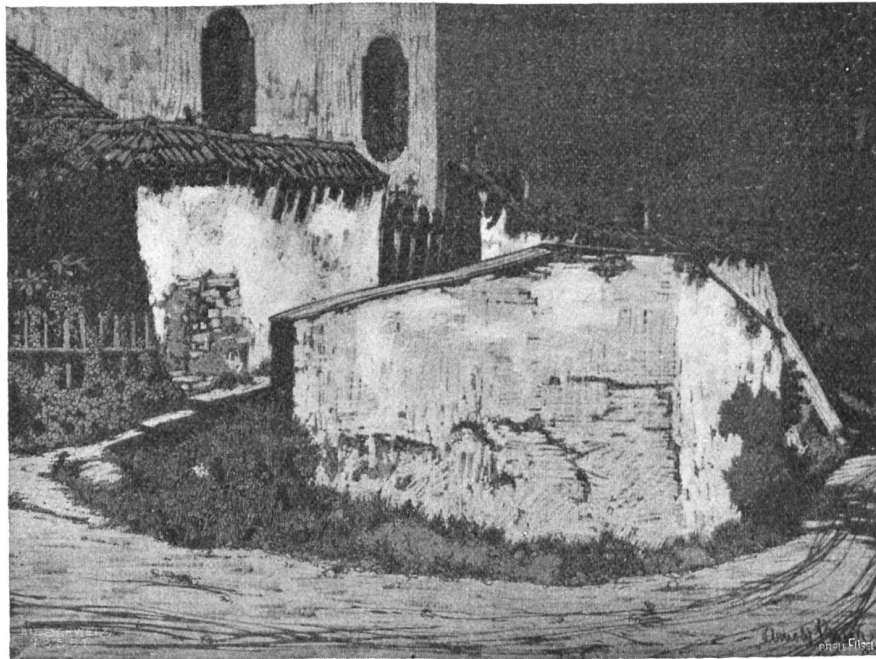
Georg ist nach St. Martin gefahren, um bei Eltern und Geschwistern Weihnachten zu verleben. So bin ich allein, und es ist einsam um mich. Ich sitze in meiner Stube, im Dunkeln. Dann stehe ich auf und öffne das Fenster. Von allen Türmen der Stadt hallt Glockengeläute. Die Nacht ist schwarz. Die Häuser sind hell erleuchtet. Auf Straßen und Plätzen glänzt das Licht der Bogenlampen. Es sind weiße Lichter, die wie kleine Sonnen ihre Strahlen auswerfen. Feiernde Menschen gehen hin und her. Sie scheinen alle schwarz gekleidet zu sein. Ich entsinne mich einer Weihnacht, da die Mutter noch lebte. Ein großer Christbaum stand mitten in der Stube, viele Kerzen brannten daran, Äpfel und Nüsse und Zuckerstengel hingen an den Zweigen. Ich staunte die Lichtlein an; dann klatschte ich in die Hände und war so glücklich. Alle waren glücklich, auch die Mutter. Sie nahm mich auf den Schoß, streichelte mit ihren schmalen Händen mein kleines Gesicht und sagte immer: „Bueb, das ist schön, gelt Bueb, so schön ... Du Lieber ...“ Und dann küßte sie mich, bis ich zappelte und nicht mehr auf ihrem Schoß sitzen wollte ...

Ich möchte, es würde heute nacht eine Frau zu mir kommen und mich küssen. Ich habe Sehnsucht nach lieben Menschen. Ich bin allein. Ich möchte schreien, aber es würde mich niemand hören. Es hätte niemand Mitleid mit mir ... Nein, nicht Mitleid! Ich hasse Mitleid, ich will Liebe! Aber ich kann doch keinen Menschen zwingen, mich lieb zu haben.

Die Glocken läuten nicht mehr. Es ist still. Ich zünde die Lampe an. Ich habe ein kleines Bild der Mutter. Ich schaue sie an und spreche leise zu ihr; aber die Mutter hört mich nicht, sie kommt nicht und sagt kein liebes Wort zu mir ...

Neujahrsabend. Die Menschen lachen und feiern und trinken auf ein neues, glückliches Jahr. Es ist gut, daß alle ihr Schicksal nicht kennen. Es ist gut, lachend und singend das neue Jahr zu beginnen.

Georg ist zurückgekehrt. Seine Schwester Ursi begleitetete



Arnold Baur, Basel-München.

Friedhof. Zeichnung, 1905.

ihn; sie will für einige Wochen hier bleiben. Ursi kocht Punsch. Georg holt bei Frau Berner Backwerk. Es fällt mir schwer zu sagen „Fräulein Gert!“, es ist mir, als ob ich Ursi seit frühesten Bubentagen her kennen würde. Ich habe in manchen Träumen, in manchem Sehnen dieses liebe Gesicht gesehen. Ursi muß lieb haben können. Sie hat so gute ruhige Augen. Ich möchte, sie würde mich lieb haben. Aber ich lache leise: „Der derbe Bauernbub und das feine zarte Ding!“

Georg poltert zur Tür herein. Wir trinken auf ein gutes, glückliches Jahr. Ursi fragt mich, ob ich ihr einige meiner Gedichte vorlesen möchte.

„Ich tu es recht gerne, Fräulein Gert!“

Ich freue mich. Es ist schön vor einer Frau, die man lieb hat, über eigenes Denken und Fühlen reden zu dürfen. Ursi räumt den Tisch ab, Georg stellt die Lampe in eine Ecke zu einem großen unfertigen Delbilde hin.

„Ich will Halbdunkel haben!“

Ich schiebe die Fenstervorhänge zurück. In den Scheiben spiegeln sich ein paar Sterne. Ich rücke den Stuhl ans Fenster und sage meine Verse.

Die Eltern

So war der Vater: derb und schwer,
Ein Bauer von altem Korn und Schrot,
Er schaffte sein Lebtag lang ohne Begehr
Um Brot ...
So war die Mutter: schmal und bleich,
Sie litt und lebte in hartem Getriebe
Und trug doch im Herzen so still und so reich
Die Liebe ...

Der Weg ins schönste Leben

Ich wandere im Schattenspiele scharfgezackter Berge.
Durch eine schmale Felsentüre blüht das Licht herein
Und wirft sich goldgestreift auf kühle Matten.
Ich steige zu der Felsentür empor.
Streng ist der Weg.

Ich ducke mich an schweren Felsenerkern nieder,
Ich stemme mich an glatten Spalten aufwärts,
Daß die Geäderstränge an den nackten Armen höher schwellen,
Als möchten sie zerreißen.

Ich drücke hart die Zähne aufeinander.
Ich freue mich, im Ringen um den Felsenweg
Die Kraft und Ruhe zu gewinnen,
So, wie das Leben sie von Siegern fordert ...

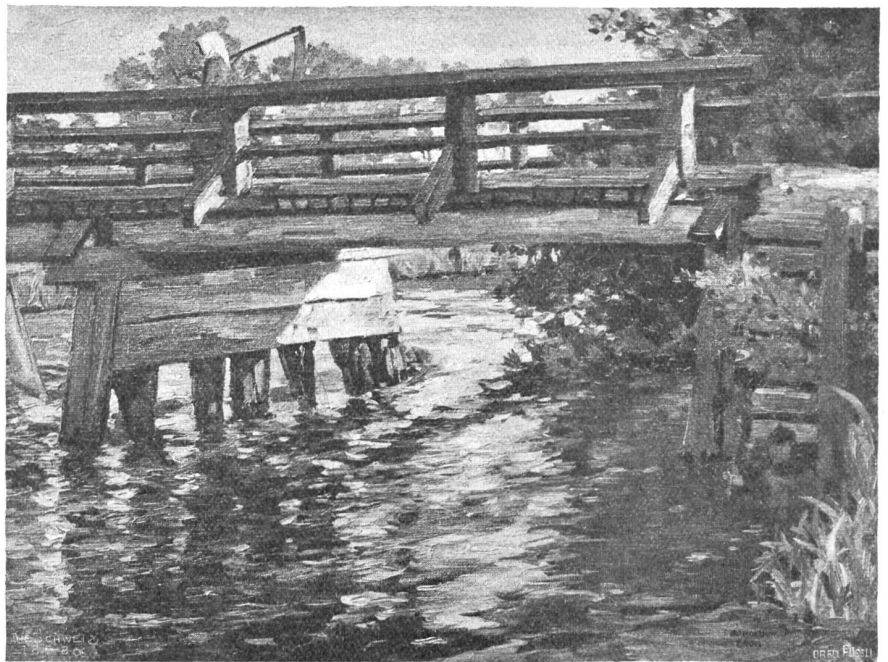
Nun weicht die hohe Wand zurück
Und läßt mir guten Weg.

Ein frischer Wind streicht mir entgegen,
Ich glaube einen leisen Duft von Blumen und
Von fernen blauen Weiten einzuatmen ...

Auf platten Steinen tönt der Schlag der Schritte wider,
Und an den fühlen Pfeilern, die sich heimlich näher drängen,
Klingt Schlag um Schlag verhallend mit.

Doch langsam weiten sich die Felsen wieder
Und fallen plötzlich jezt sich überstürzend in die Tiefe.
Ich stehe still.

Ich blicke mit heißen und leuchtenden Augen
Hinab.



Arnold Baur, Basel-München.

Brücke.

In weichen blauen Schleiern birgt das schönste Leben sich.
Die Schleier heben sich und senken sich.
Das Leben atmet.

Mehr weiß ich nicht davon, und darum sehne ich.
Ich steige mit heißen und leuchtenden Augen
Hinab.

Die Schleier ringeln lächelnd sich empor,
Ich luge aus.

Noch hüllen leichte Schatten mir das Leben ein.
Ich steige tiefer.

Die leichten Schatten ringeln lächelnd sich empor.
Ich luge aus

Und schütze mit der Hand, die leise zittert, meine Augen,
Um gut zu schauen.

Umsonst —

Ich kann das Leben noch nicht sehen.

Ich lege mich an schmalen Felsenbände nieder.
Weit ist der Weg ins schönste Leben ...

Erkenntnis

Ich schlug die jungen Augen auf und schaute
Und wollte jubelnd danken jener Macht,
Die Felsen mir und starke Berge baute
In einer fernen dunkeln Nacht.

Ich schaute, und ich fand kein einzig Wort,
Um gut und dankbar mich dem Gott zu zeigen.
Ich wanderte mit vielen Menschen fort
Und lernte hart und trotzig schweigen.

Doch ruhslos zog in mir die Sehnsucht mit
Und ward in meinem Leben mir mein eigen.
Vielleicht, daß meine Seele darum litt,
Weil unerlöst sie sollte schweigen ...

Herbstnacht

Die letzten Züge rollen in die Ferne,
Und jeder Lärm verrauscht in Dorf und Stadt.
Versteift und gläsern blicken alle Sterne.
Es ist kein Ding mehr, das noch Leben hat.

Die starke Welt ist müd. Wir kämpfen kaum
Noch selbst um unsern Tag und unser Sein.

Die Kraft für alles Leben irrt im Traum
Und sucht nach Sonnenschein.

Der Wanderer

Schnee tollte durch die weiße Nacht.
Jetzt siegt der Tag, die Sonne lacht.
Wer wird mir nun die Wege zeigen?
Ich klage. Alle Menschen schweigen.
Ich folge einer leichten Spur.
Die führt durch Wald und Busch und Flur
Zu einem warmen Hause hin:
Gut, daß ich nun bei Menschen bin.
Ich poche an das hohe Tor,
Ich schaue an dem Haus empor —
Ich höre drinnen Menschen lachen
Und über mich sich lustig machen.
Ich folge einer andern Spur.
Die führt durch Wald und Busch und Flur
Jetzt in ein schmüdes Dorf hinein:
Hier werden sicher Menschen sein.
Ich poche wohl an jedes Tor,
Ich schau an jedem Haus empor —

Ich höre ein paar Menschen fluchen:
Pack dich, hast nichts bei uns zu suchen!

Ich folge einer dritten Spur.
Die führt durch Wald und Busch und Flur
Zulezt in eine Stadt hinein:
Hier müssen meine Menschen sein.

Ich poche an so manches Tor,
Ich schau an manchem Haus empor.
Es lärmt. Ich kann viel Menschen sehn,
Doch keiner will mich recht verstehn . . .

Schnee wirbelt noch durch manche Nacht.
Der Tag siegt doch, die Sonne lacht.
Wer wird mir meine Wege zeigen?
Ich lache, weil die Menschen schweigen.

Ein paar Sterne funkeln durch die Scheiben. Urji hält
den Kopf vornübergeneigt. Ihr blondes Haar schimmert. Ich
möchte meine Hände darauf legen, möchte ihr Gesicht zu mir
emporheben und sagen: „Du bist lieb!“

Urji steht auf. Sie drückt mir die Hand und sagt einfach:
„Ich danke Ihnen!“

(Fortsetzung folgt).

Sprüche von Nanny von Escher

Wer gerne einsam ist, der gehe
Getrost in eines Schwägers Nähe.

Verstehen und verstanden werden
Bedeutet größtes Glück auf Erden.

Sagt jemand seelisch dich in plumper Weise an,
Bleib' ruhig nur und sag: Es hat mir nichts getan.

Die Frau scheint komplizierter als der Mann,
Weil sie sich selber nie begreifen kann.

Wenn du nicht fröhlich und zufrieden bist,
Entweicht das Glück, da hilft dir keine List.

Willst du in der Seele Tiefen
Sicher dringen ein,
Mußt ein schöpferischer Künstler
Oder Arzt du sein.

Das Alter sünnt und sorgt,
Die Jugend träumt und borgt.



Arnold Baur, Basel-München.

Birkenallee.